

Oliver Geyer

SOMMERHAUS, JETZT!

Oliver Geyer

SOMMERHAUS, JETZT!

13 Freunde und der Traum
vom Wochenende im Grünen.
Ein Überlebensbericht

blanvalet

Für meine Mitbewohner



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright* für dieses Buch
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage
Originalausgabe März 2012 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-7645-0427-4

www.blanvalet.de

INHALT

Der Ausweg aus dem Einweg-Dilemma	7
Maximal schlechte Nachrichten, maximal gute Nachrichten	32
Mein Haus, mein Boot, mein Waterloo.....	62
Grabenkämpfe	81
Spur der Steine	105
Schwarmintelligenztest	119
Weniger Demokratie wagen	144
Nonstop Konsens	164
Einer Ist Keiner? – Familienbande.....	172
Ein Feind, ein guter Feind.....	204
In the Neighbourhood	223
Partygeständnisse	236
Von den Grenzen der Gastfreundschaft.....	248
Gib Mottek.....	260
Ein Leben nach dem Hof	275
Nachbemerkung des Autors	286

DER AUSWEG AUS DEM EINWEG-DILEMMA

Wie bescheuert muss man als Vogel eigentlich sein, um bei so einem Sonnenaufgang ausgerechnet *hier* rumzufliegen?»

Ich nahm Ollis Bemerkung und das anschwellende Vogelgeschrei wie durch Watte wahr. Die Ohren waren noch betäubt vom Wummern der Nacht.

»Ich meine, die könnten doch einfach starten und wären in zwanzig Minuten an den schönsten Wäldern und Seen. Mit kerngesunden Regenwürmern als Willkommenssnack.«

Berlin-Kreuzberg, Kottbusser Tor. Graue Hauptstadtvögel stapften in ihren eigenen Hinterlassenschaften auf Stahlträgern herum. Die gelben Waggon der U-Bahn-Linie 1, die in diesem Teil der Stadt oberirdisch verläuft, donnerten über ihren Köpfen in Richtung Endstation. Dort, wo wir entlangliefen, gab es nur Rückstände von Döner mit Zigarettenstummeln als Sättigungsbeilage.

»Wahrscheinlich wissen die gar nicht, was ihnen fehlt«, entgegnete ich Olli. »Komm, lass uns irgendwo in Ruhe noch einen nehmen. Ich habe für morgen die Lizenz zum Ausschlafen.«

Die blaue Stunde löste wieder einmal eine tiefe Zufriedenheit bei mir aus. Es war die Tageszeit, in der mir Berlin immer besonders nach bei sich selbst erschien. Als Familienvater erlebte man sie nicht mehr ganz so oft mit. Aber wenn man dann mal wieder eine dieser Nächte absolviert hatte, die meist mit irgendeiner Restaurantentdeckung anfangen, im allgemeinen Ver-

nissagen-, Bar- und Klubbetrieb der Stadt an Fahrt aufnahmen und bei morgendlichem Gezwitscher in der nächsten Eckkneipe endeten, dann war einem wieder glasklar, dass man genau hier leben wollte. Nur in größeren Städten, davon waren Olli und ich zutiefst überzeugt, gab es auch für den erwachsenen Menschen ein würdevolles Leben nach dem Essengehen. Oder eben auf dem platten Land.

»In dem Punkt unterscheiden wir uns von diesen komischen Vögeln«, sagte ich. »Wir können von dieser Stadt auch nicht lassen. Aber *wir* wissen inzwischen, dass es da draußen auch ziemlich schön sein kann.«

Schweigend liefen wir unter der Hochbahn entlang.

»O Mann«, sagte ich.

»Was ist?«, fragte Olli.

»Morgen früh krieg ich wieder meinen Stadtfrost.«

»Locker bleiben, gegen Mittag fahren wir ja erst mal mit den anderen irgendwo raus zum See.«

Das war vor gut drei Jahren.

Im Schädel dröhnte es noch, als ich mich am nächsten Tag zur Mittagszeit auf der Autobahn am nördlichen Stadtrand wiederfand.

»Fahr mal an der nächsten Raste raus, wir müssen noch einen Einweggrill besorgen«, sagte Simone.

»Einweggrill, Einweggrill!«, moserte ich, »Einweggrills sind überhaupt das Schlimmste. Wenn du mich fragst, ist der Einweggrill das Sommerhaus des kleinen Mannes.«

Trotz meines Katers reflektierte ich unsere Misere buchstäblich auf der Überholspur – und scherte mich nicht weiter darum, dass Simone alles andere als aufnahmebereit war für meine Möchtegern-Bonmots. Wie ein Schlangemensch schraubte sie sich mit dem Oberkörper vom Beifahrersitz in den hinteren Teil des Wagens. In dieser verdrehten Haltung absolvierte

Simone weite Strecken unserer familiären Autofahrten: Aus der Drehung heraus ins Nucki-Lager in der Mittelkonsole greifen und dem kleinen Oscar den Stöpsel reindrücken; den anderen, verloren gegangenen Schnuller unter Oscars gefledderten Sesamstraßen-Magazinen im Fußraum aufspüren und ins Nucki-Zwischenlager in der Mittelkonsole einweisen; angelutschte und halb aufgelöste Zwiebäcke flugs abtupfen und dem Kleinen wieder anreichen; Sesamstraßen-Magazine mit einem Feuchttuch von verkrusteten Kleinkindspeichel-Zwiebackrückständen befreien und zurücklegen; Gurte, die drücken, so zurechtzupfen, dass sie nicht mehr drücken; Schnuller an den Kopf geworfen kriegen und unablässig schimpfen. Aber für jedes Nölen des kleinen Hintersassen ein offenes Ohr haben. Nicht haben: ein offenes Ohr für die seelischen Nöte des Fahrers. Um irgendwann auch mal wieder ihre Aufmerksamkeit geschenkt zu bekommen, versuchte ich deshalb, erst einmal Oscar zu beruhigen.

»Oscar, jetzt sag mal ganz ruhig *Om*«, empfahl ich dem Kleinen und sumnte ihm das lang gestreckte Mantra vor: »*Ooooo-mmmm*.«

Aber Oscar brüllte es heraus wie der Frontmann einer Punkband: »*Oooooommmm!*« Es war nichts zu wollen.

Betont lässig, einarmig mit flacher Hand lenkend, ließ ich das Auto über die A11 schaukeln, bis wir etwa zwanzig Minuten hinter Berlin die Abfahrt Wandlitz nahmen. Olli hatte meinen Fahrstil mal als »Wischtechnik« bezeichnet. Mit Wischtechnik chauffierte ich die Kleinfamilie in den wilden Waldzauber der Mark hinein, der gleich hinter der Autobahn anfang. Dieses Land, so ging es mir durch meine verkaterete Birne, hatte offenkundig einen besonders guten Deal mit der Sonne. Sie leuchtete den Forst hier auf eine Art aus, dass der Moos- und Grasboden wie phosphorbestäubt hellgrün zwischen den Bäumen und ihrem Schattenspiel schimmerte. Einsprengsel märkischen Sands

brachten wärmere Töne ins Spiel. Meine Gedanken drifteten ins Schwärmerische ab: Wirkte diese Natur nach der langen Winterpause nicht wie ein Brandenburgisches Konzert, in dem der Wald, das Licht und das Wasser der vielen Seen aufs Schönste komponiert waren? Dieses Konzert hätte ich am liebsten wieder den ganzen Sommer um die Ohren, dachte ich – und trat im nächsten Moment gedanklich auf die Bremse. Ich rief mich selbst zur Raison, um wieder klar zu sehen, dass Brandenburg vielerorts, und besonders in den Straßendörfern, einen eher spröden Charme versprühte. Aber war es nicht nur menschlich, dass man eine verloren gegangene Heimat verklärte? Auch wenn es nur der Zweitwohnsitz war. Schließlich war ich hier auf kaltem Entzug: Sechs Jahre lang hatten wir uns mit Olli und einigen anderen Freunden eine Datsche am See geteilt, bis im letzten Herbst die Kündigung kam. Nun war einer der ersten schönen Tage des Frühlings *danach*, und im Grunde war es viel zu heiß für diese Jahreszeit. Ein Tag wie im August, aber noch ohne Blätter an den Bäumen. Ich fühlte mich vom Wetter regelrecht provoziert. So gut es ging verdrängte ich den Gedanken, dass es schon am Abend wieder zurück in die ultrahocherhitzte Hauptstadt gehen sollte. Und nahm meinen Monolog wieder auf.

»Mit dem Wort ›Einweg‹ in Zusammenhang mit Grillen beginnt die Demütigung doch schon! *Ein* Mal, und dann ist direkt wieder Schluss. Das ist doch wie offener Vollzug, Simone! Da fehlen nur noch elektronische Fußfesseln, die einem vor dem Tagesausflug aufs Land angelegt werden. Man darf für ein paar Stunden den Geschmack der Freiheit kosten, in der Abendsonne am See die stinkende Gallertmasse im Grill entflammen, sein eingeschweißtes Lidl-Steak grillen und noch einmal in den See springen. Dann wandert alles in den Müll, und man muss zurück in den Berliner Altbau. Man fährt geradezu wieder ein in den Altbau.«

Simone rollte mit den Augen. »Jetzt übertreib mal nicht ...«

Klar übertrieb ich. Ich musste ja übertreiben, damit mir überhaupt jemand zuhörte. In Zechlin am See hatte es nur weiten Horizont in alle Richtungen gegeben. Auch zeitlich. Da konnten wir rund um die Uhr verweilen, wenn wir wollten.

»Du kannst nicht im Ernst von mir verlangen, dass ich jetzt auch noch gute Laune habe, während ich mich nach all den Jahren wieder mit einem Einweggrill unterm Arm in die Kassenschlange an der Tanke einreihen muss. Diese komische Götterspeise, mit der man Einweggrills anzündet, die versinnbildlicht für mich geradezu die ganze Traurigkeit dieser Instant-Freiheit. Außerdem ...«

Summ Summ Summ.

Eine SMS setzte meinen Ergüssen ein Ende.

»Olli schreibt, dass Fabian Bescheid gegeben hat, dass sie einen schönen See gefunden haben«, meldete Simone. »Wir sollen an der alten Mühle links abbiegen.« Nun setzte ein SMS-Trommelfeuer ein. *Summ Summ Summ.* »Fabian lässt fragen, ob wir noch Saft und Zigaretten mitbringen können. Da kommt er ja früh mit.« *Summ Summ Summ.* »Die ist von Andine. Dass sie und Konrad etwas später kommen.«

Noch einige Hundert Meter vor der besagten Abzweigung stand am Straßenrand eine andere alte Mühle, ein nicht mehr ganz taufrischer Volvo 740 GL Kombi mit offener Kühlerhaube. Am technischen Innenleben des Fahrzeugs schraubte ein Mann herum, der sich so weit in den Motorraum vorgebeugt hatte, dass man zwischen seinem Tweedsakko und der braunen Cordhose einen freien Blick auf einen sehr blassen Rücken hatte. Aus der Beifahrertür baumelten die Beine einer Frau, die es sich über beide Sitze hinweg bequem gemacht hatte.

»Konrad und Andine«, sagte Simone, »war ja klar.«

Ich hielt neben dem Pannenfahrzeug, fuhr zur Begrüßung das Fenster herunter und sagte mit überdrehter Reklamestimme:

»It's a Wellso!« Dieser Slogan einer längst eingestellten Luxus-Baureihe von Volvo stand in angelaufenen goldenen Lettern auf der Kofferraumklappe des Wagens und war in unserem Freundeskreis zur allgemein gebräuchlichen Formel für Konrads und Andines automobiles Edel-Elend geworden.

Mit Altöl verschmierter Hand schob Konrad eine Haarsträhne aus der Stirn, rückte seine kleine runde Brille zurecht und strahlte uns an. »Tag der Herr! Wir brauchen dann wohl noch einen Moment länger. Der Keilriemen mal wieder.« Die Beine aus der Fahrerkabine suchten Bodenkontakt. Andine lief mit ausgebreiteten Armen auf unser Auto zu, riss die Türen auf und küsste Oscar ab. »Mon Dieu! Ihr seid die Rettung. Lord Cord kann alleine weiterschrauben, ich fahre bei euch mit.« Am Tweed von Konrads Ärmel kroch eine Ölspur hinunter.

Neben seiner Tätigkeit in einer politischen Beratungsfirma promovierte Konrad seit geraumer Zeit in Volkswirtschaftslehre und traf auch seine Entscheidungen beim Autokauf immer ganz als Homo oeconomicus. Nach der reinen Lehre durfte der Kaufpreis dieses Gebrauchsgegenstands den Gebrauchsnutzen um keinen Euro übersteigen. Jeder Cent, der darüber hinausging, diente in Konrads Augen entweder einem fragwürdigen Prestige oder dem Aufbau eines überflüssigen Sicherheitspuffers und galt mithin als rausgeschmissenes Geld. Als Sohn eines Entwicklungshelfers, der einem westfälischen Landadelsgeschlecht entstammte, hatte Konrad mit seinen Eltern lange Zeit in Afrika gelebt. Afrika war denn auch die Folie, vor der Konrad den Rest der Welt und das ganze Leben betrachtete, weshalb er mehr oder weniger unverhohlen das allgemeine Sicherheitsdenken und die Wohlstandswweichgespültheit mitteleuropäischer Prägung verachtete, auf jeden Fall aber allzu intakte Fahrzeuge. Das würde es in Afrika nicht geben. So als Homo oeconomicus africanus blieb man lieber ab und zu mal auf der Strecke und ersetzte gerissene Keilriemen mit den Strumpfhosen der Lebensgefährtin –

Herumbasteln als Lebensart. Der Legende nach waren Konrad und Andine auf dem Weg zu unserer gemeinsamen Wochenendtsche selten in einem Rutsch über Wandlitz hinausgekommen, einer Gemeinde, die ja schon zu DDR-Zeiten als Parteienbonzen-Siedlung den Beinamen Volvograd trug.

»Fahrt ihr ruhig vor«, sagte Konrad, »ich kann das letzte Stück zur Not laufen.«

Auf dem Parkplatz am See standen schon die Autos der anderen marodierenden Vertriebenen unseres Wochenenddomizils. »Erstaunlich, aber der Anblick von geparktem Blech kann tatsächlich melancholisch stimmen«, sagte ich zu Simone.

Diese Autos standen dort genauso, wie sie immer auf dem Feldweg vor dem Zechliner Ferienhäuschen gestanden hatten: der uralte grüne Klempnerbulli der Schönbergers, mit dem Jörg seine Schrottskulpturen durch die Gegend transportierte und Elke ihre Fotoausrüstung; daneben der unfallbedingt etwas derangierte, aber immer gut ausgesaugte Dreier-BMW von Olli, der als Oberamtsrat im Landwirtschaftsministerium diente; dann der silberne Audi mit den cremefarbenen Ledersitzen, in dem Jungunternehmer Fabian neuerdings vorfuhr und vor dessen hinterem Fenster ein in Plastikfolie eingehüllter turbogereinigter Anzug hing.

Schönbergers breiteten auf der Badewiese schon ihre Picknickdecke aus, die anderen arbeiteten sich noch daran ab, einen kleinen Hausstand zu der Badestelle zu transportieren. Wie eine Dampftramme zog Oscar an allen vorbei in Richtung von Noah, dem Kleinen der Schönbergers, ich eilte ihm mit dem Einweggrill unterm Arm hinterher. Olli schleppte Getränkekisten und presste im Rhythmus seiner Stoßatmung ein gekünstelt gut gelauntes »Servus, Grüezi und Hallo!« hervor. Andine busselte mit allen und tirilierte: »Dann ist die Zweitfamilie ja fast wieder versammelt, Graf Zahl muss nur noch geschwind unsern Wellsow reparieren!«

»Jetzt mal alle schön gelassen bleiben«, schritt Fabian ein und begrüßte jeden Einzelnen mit Handschlag.

Ich schmiss den Einweggrill in den Sand und tönte: »Da, hier ist unsere Zukunft.«

»Ist schon echt bitter«, sagte Olli mit einem Lachen in h-Moll und reichte Bierflaschen in die Runde. »Bitteschön, der Klügere kippt nach.«

Ich musste passen. »Nee, erst mal anbaden, kaltes Wasser soll gut gegen Depressionen sein.«

Die Ankündigung, baden zu gehen, löste das gewohnte Schwarmverhalten aus. Während ich im See paddelte, schaute ich zu, wie einer nach dem anderen die Hüllen fallen ließ und sich mehr oder weniger mimosenhaft dem Wasser näherte. Noah und Oscar bauten am Ufer eine Burg aus Matsch.

Als sich alle in Badetücher gewickelt auf die Decken gebläht hatten, konnte ich es mir nicht verkneifen, unser Treffen anzumoderieren: »Ich würde mal sagen, das ist dann wohl so eine Art Gründungskongress unseres Bundes der Datschenvertriebenen. Wie wär's, wenn wir uns hier ab heute einmal im Jahr mit Fähnchen und Trachten treffen, um unsere Retro-Romantik zu zelebrieren? Wir sollten revisionistische Brandreden halten, in denen die Gültigkeit des Aufhebungsvertrags für unseren Sommersitz gezeugnet wird! Und mit feuchten Augen schwelgen in Erinnerungen an unseren verlorenen Wohlstand: die sommerlichen Tafeln auf der Seeterrasse, die Winterabende am knisternen Kamin mit Blick auf die verschneite Prignitz.«

Andine spielte einen Nervenzusammenbruch vor. »Du streust Salz in die Wunden!«

Olli nahm seinen sehr tiefen Eröffnungszug aus der Zigarette, bei dem seine Sehnen am Hals immer stark hervortraten. »Warum ist Konrad nach unserem Rauswurf eigentlich nicht wie Gräfin Dönhoff hoch zu Ross zurück nach Berlin geritten?

Das wäre doch mal standesgemäß gewesen. Aber Jörg und Elke, wie ihr da vorhin Noah und alle Habseligkeiten im Bollerwagen durch den Sand gezogen habt, das sah eigentlich auch schon ganz passend aus.«

Jörg befreite eine aus der Tupperbox gekullerte Bratwurst von ihrer Sandpanade und drehte sich in aller Gemütsruhe eine Zigarette. Der Schrottkünstler überstürzte nichts und reagierte gerne erst nach einer längeren Kunstpause, wenn die Aufmerksamkeit der anderen sich schon fast dem nächsten Thema zuwandte. »Nur, dass uns nicht der Russe vertrieben hat«, sagte er.

Vertrieben hatte uns aus dem Kleinod an der Rheinsberger Seenplatte – einem Bungalow, zu dem ein eigener Steg, ein Ruderboot, ein großer Garten und eine Terrasse mit Seeblick gehörte – der Eigentümer selbst. Das war Markus Jünemann, ein Industrieller, der aus einer Kleinstadt in Nordrhein-Westfalen die Welt mit Explosionsfilteranlagen belieferte. Vertrieben hatte er uns aus einem Paradies, in das wir uns auf unsere spätschulischen Tage Anfang der Nullerjahre aus Berlin geflüchtet hatten, um eine Pause von der Hauptstadt und dem hochtourigen Leerlauf ihres Nachtlebens zu machen.

»Wenigstens mal für einen Sommer irgendeine Bleibe irgendwo auf dem Land mieten, nur für die Wochenenden...« Das war Konrads Idee.

Konrad übernahm immer schon in all jenen Belangen die Vorreiterrolle, für die man bei den linksliberalen Szenegängern, in den von uns bevorzugten Wohnzimmerbars und Klubs, ein Naserümpfen ernten würde: Er leistete sich eine Putzfrau, die für ihn den Abwasch in der WG-Küche erledigte, er argumentierte mit Verve gegen Solarenergie und Windkraft, und er verkündete seine Absicht, einen Landsitz haben zu wollen, zu einem Zeitpunkt, als die meisten drei Kreuze machten, weil sie gerade mal den Absprung aus der Studentenbude mit Kohleofen geschafft hatten.

»Ganz Deutschland träumt von der Kastanienallee, und wir wollen nur noch weg«, hatte Olli damals unseren Abgang zu-rechtmystifiziert – und damit eine für viele Jahre im hohen Drehzahlbereich rotierende Selbstvergewisserungsmaschine angeleiert: Dass es ja wohl mehr als angemessen wäre und total Avantgarde sowieso, sich neben dem Leben in der Stadt, in die zurzeit alle Welt strebt und an die auch wir unser Herz verloren hatten, noch eine Landzuflucht zu leisten. Es war ein eigentümliches Gefühl à la: »Wir haben den Hype nicht mehr so nötig«, das seine heutige Entsprechung vielleicht darin fände, sein iPad vor den Augen der Werbeagenturkollegen, ohne eine Miene zu verziehen, in den Altglascontainer zu werfen. So in etwa kamen wir uns damals vor.

An den ersten Sommerabenden wurden der Garten und die Terrasse mit den obligatorischen, rot leuchtenden Seventies-Bogenstehlampen und Sperrmüllsofas ausgestattet. »Gutes Mood-Management ist die halbe Miete«, hieß es, und als Audioteppeich wurde das damals allgegenwärtige Down-Tempo-Trance-Geschwurbel von Kruder, Dorfmeister und DJ-Konsorten ausgelegt. So ganz ohne den Schick des Berliner Nachtlebens mochte man seine Wochenenden dann auch wieder nicht verstreichen lassen. Das Nightlife mit dem hauptstadtbewährten Formenarsenal der ausklingenden Neunzigerjahre sollte weitergehen, aber zur Abwechslung mal unter dem funkelnden Sternenzelt und an der nach Tannennadeln duftenden Ostprignitzer Luft. Mit wirrem Kopp und bei Vollmond vom Steg in den lauwarmen See zu hechten und sich dann mit triefend nasser Badehose direkt wieder ins Getümmel zu stürzen, darum ging es. Bier trinken, kiffen, mit fiebriger Intensität über Gott und die Welt diskutieren und an improvisierten Festtafeln mit endlosen Lichterketten und zahllosen Teelichtern selbstmörderische Mengen von Grillfleisch vertilgen.

Das kleinbürgerliche Umfeld mit DDR-Datschen und älte-

ren Pfahl-Holzhäuschen am Seeufer, die auch als Kulisse für eine Astrid-Lindgren-Verfilmung hätten erhalten können, die skandinavisch anmutende Landschaft mit schier endlosen Wäldern und Seen ringsherum – das alles amalgamierte unter unserem neuberlinischen Einfluss zu dem charakteristischen Zechlin-Flair, zu dessen Beschreibung sich das frisch formierte Datschenkollektiv auf die Formel einigte: »*Ferien auf Saltkrokan* plus Alkohol und Marihuana.« Die Rohrdommel aus dem Schilf am anderen Ufer groovte ihre Rufe bald auf die Frequenzen der Trancetechno-DJs ein, stimmungsvoll abgemischt mit schrillen Begeisterungsrufen, wie man sie zuletzt im Rahmen des Mauerfalls vernommen hatte. »Wahnsinn!« Der kleine Unterschied bestand darin, dass wir uns nicht über das Sortiment des KaDeWe freuten, sondern darüber, dass wir in den Osten durften und dort ein Domizil in einem Landstrich aufgetan hatten, dessen Schönheit uns Westkindern ja nicht bewusst war – und den uns der Wind der Geschichte ganz unerwartet als Wochenend-Tummelplatz vor die Füße geweht hatte. Wir waren Wendegewinner.

Nach einem frühherbstlichen Abend bei Kamingeknister stellte sich die Frage, ob wir es dabei bewenden lassen sollten, nicht mehr. Von diesem Ort hier müsste man uns schon verjagen. In der Hitze eines Sommers war die halb zufällig zusammengekommene und lose gekoppelte Gruppe, von der sich einige Leute zuvor gerade mal auf lockerer Thekenbasis kannten, zu einem festen Freundeskreis karamellisiert.

Jörg hing auf seiner Picknickdecke noch für eine Zigarettenlänge unserer Vertreibung aus diesem Paradies nach. »Hätte mir irgendjemand mit hellseherischen Fähigkeiten im Laufe meiner Kindheit in Rheinland-Pfalz auf der Landkarte gezeigt, wo ich mal Jahre meines Lebens verbringen würde, ich hätte gedacht,

dass wirklich die Russen den Kalten Krieg gewinnen und wir alle ins Umerziehungslager müssen.«

Neben Andine flog ein verschmudgeltes Tweedsakko in den Sand. Konrad.

»Seid ihr etwa schon wieder mit Vergangenheitsbewältigung beschäftigt?«, fragte er.

Das allgemeine Schweigen kam einem Eingeständnis gleich. Konrad betrachtete Besitzstandswahrung im Allgemeinen und larmoyantes Trauern um unser verlorenes Landgut im Speziellen als ein Vergehen, das er gewöhnlich durch demonstratives Ärmelhoch ahndete. Nun holte er eine Klarsichthülle mit einem Stapel Papieren aus der Tasche.

»Hier, Maklerexposés. Eins der Häuser können wir sogar heute gegen Abend noch besichtigen, ist hier ganz in der Nähe.«

Wie Schüler, denen der Lehrer die Aufgabenzettel für die Klassenarbeit in die Hand drückt, reckten wir den Hals und ließen die Exposés kursieren. Es handelte sich um Anwesen, die allesamt irgendwo draußen in der Mark Brandenburg lagen, weit entfernt vom Speckgürtel der Hauptstadt.

»Ich sehe das genau wie Konrad«, durchbrach Olli das Schweigen, »wir müssen unbedingt irgendwie weitermachen. Ich will ja nicht, nur weil ich auf die vierzig zugehe, auf einmal in ein Vollklinker-Reihenhaus mit Carport umziehen.«

»Du willst dich nicht aus dem Leben *ausklinkern*, Olli!«, sprang ich ihm bei. Olli ignorierte das alberne Wortspiel.

»Für mich bleibt es das relevante Lebensmodell, dass man beides kombiniert: best of Stadtleben und best of Landleben. Das Beste aus *beiden* Welten.«

Andine kräuselte die Stirn und machte eine pseudoverärgerte Miene. »Darum geht es Konrad nur gar nicht, Olli. Gib ruhig zu, Lord Cord, du willst einfach mal endlich richtig Gutsherr spielen...«

Konrad Volkmann von Plettenberg genannt Droste kicherte

verdruckst. Dann platzte es aus ihm heraus: »Stimmt ja, ich will endlich Land! Eigenes Land!«

Aus seiner Landsehnsucht hatte Konrad nie einen Hehl gemacht, wobei er dem Wort »Land« gerne einen weihevollen Klang verlieh. Er wollte *Land* besitzen, wollte *Land* beackern und bewirtschaften, ganz so, wie er das als Kind in den Ferien auf Großvaters Wasserschlösschen kennengelernt hatte. Konrad hatte schon immer viel davon geredet, Bäume zu pflanzen, Scheunen zu bauen und umzubauen, zu reiten und zu jagen. Während wir anderen damals in Zechlin das Gefühl hatten, als Pächter der Datsche bereits am Ziel angekommen zu sein, hatte Lord Cord die Zeit in unserer Furnier-Finca offenkundig nur als Ouvertüre zu jenem Glanz empfunden, den diese Datsche offensichtlich vermissen ließ – und der mit dem Erwerb eines standesgemäßen Landhauses zu einem späteren Zeitpunkt zu realisieren war.

Während der gesamten Zechliner Zeit kam keiner von uns so recht dahinter, wofür die Menschheit Explosionsfilteranlagen brauchte. Und doch waren wir der Welt dankbar, dass sie diese Technologie so intensiv nachfragte, hatte das Explosionsfiltergeschäft unseren Vermieter doch in den Stand versetzt, sich dieses kleine Ferienhaus herzurichten. Immerhin hatte Jünemann die alte DDR-Datsche so aufgemotzt, dass die Nachbarn nur noch vom »Chefbungalow« sprachen, wenn sie unser Haus meinten – sie hatten den Chefbungalow noch nicht von innen gesehen.

Als Nachfolger im Familienunternehmen erbte Markus Jünemann Mitte der Neunzigerjahre das ganze, mehrere Fußballfelder große Areal, auf dem sich neben anderen Datschen auch unser Kleinod befand. Es handelte sich um das Feriengelände des volkseigenen Betriebs »Pumpenwerke Dessau«, den sein Va-

ter nach der Wende mit seinem kerngesunden westdeutschen Unternehmen geschluckt und verdaut hatte. Als Anreiz dafür, dass Jünemann junior sich um das Gelände kümmerte, überließ ihm der Senior diese Datsche in Premiumlage: ein paar Meter oberhalb eines Bilderbuchsees und genau in der richtigen Entfernung von allen Mücken und den ebenso lästigen Tagesbesuchern an den öffentlichen Badestellen – sozusagen auf der Beletage des Geländes. Jünemann baute die Datsche mit einigen Saufkumpanen, die sich an irgendeiner technischen Hochschule mit verheerendem Männerüberschuss zusammengerottet hatten, zu seinem »Sahnestückchen« um. Das Wort »Sahnestückchen« hatte für ihn indes weniger etwas mit ästhetischen Kriterien zu tun als mit seinen uninspirierten Erwartungen an Ferienhausarchitektur. Jünemann wollte es offenbar wieder so kuschelig haben wie in den Dänemark-Urlaube seiner Jugend. Als wir die Datsche das erste Mal betraten, wähten wir uns in einem Ferienhauskatalog von Dr. Tigges.

Denn Jünemann hatte diesem ehemaligen VEB-Ferienbungalow, aus dessen Substanz man mit einem Händchen für kritische Rekonstruktion durchaus einen gewissen DDR-Retroreiz hätte herauskitzeln können, gleichsam den Holzvertäfelungstod beschert. Alle drei Zimmer und die Küche des Bungalows bestanden ausnahmslos aus Holz, nicht einmal bei den Lichtschaltern wich Jünemann auch nur einen Zentimeter von seinem innenarchitektonischen Holzweg ab. Die verbliebene Restästhetik hatte er in Grund und Boden gekachelt. Und doch: Als die letzte Spax-Schraube versenkt, die letzte Fliese verfugt war, sollte Jünemann feststellen, dass er damit bei seiner Frau nicht landen konnte. Nachdem die Unternehmergattin das Gelände in ihren Prada-Schläppchen zum ersten Mal betreten und angesichts der Bauschuttberge das Näschen gerümpft hatte, suchte Jünemann dringend Mieter. So erzählt es jedenfalls die Legende, die die Nachbarn schmiedeten.

Uns war erst mal egal, wie das verschlimmbesserte Sahnestückchen von innen aussah, wir brauchten eigentlich nur ein paar Betten, in die wir uns nach durchzechter Nacht ablegen konnten. Ein Dach über dem Kopf. Die Bodenfliesen wurden mit den Perserteppichen von Fabians verstorbener Großtante überdeckt. Die Teppiche wiederum verschwanden meistens unter einer Schicht Matratzen, da die Betten der zwei Schlafzimmer bei Weitem nicht ausreichten, wenn alle zwölf Mitmieter und womöglich noch ein paar Freunde gleichzeitig vor Ort waren. An solchen Wochenenden sah es in der Datsche aus wie in einer zum Schlafsaal umfunktionierten Turnhalle beim ökumenischen Kirchentag. Doch uns ging es sowieso nur um die Terrasse und den See, den man durch die großen Panoramafenster immer im Blick hatte. Der Kamin und diese Fenster waren das Beste, was Jünemann dieser Datsche angetan hatte.

Noch schöner war aber, dass dieses Anwesen – von ein wenig Rasenmähen abgesehen – kaum Arbeit machte. Das Einzige, was hier permanent arbeitete, war Jünemanns Holzbungalow, in dessen Gebälk es unentwegt knackte. Eine Geräuschkulisse, die uns schon bald auf Tiefenentspannung konditioniert hatte und unmittelbar nach dem Aufschließen der Hütte den Alltag vergessen ließ. Für Konrad hingegen muss das Knacken die ständige Mahnung gewesen sein, dass es *das* ja wohl noch nicht gewesen sein konnte. Nun, im Frühling nach unserer Vertreibung aus dem DDR-Datschenparadies, wurden seine Instinkte wieder geweckt. Er sah die Gelegenheit gekommen. Er wollte uns notfalls zum Jagen tragen.

»Eigenes *Land* will ich allein schon deshalb, damit uns nie wieder jemand einfach so rausschmeißen kann«, sagte Konrad.

»Ist aber doch auch egal, wer hier warum wieder ein Haus auf dem Land will«, sagte Simone und wusch nebenbei Oscars Schnuller im Seewasser ab. »Das Wichtigste ist doch, dass

scheinbar alle irgendwie wollen, dass die Sache weitergehen soll! – So, das musste ich jetzt mal sagen.« Spontan fanden sich Flaschen und Pappbecher in der Mitte des Deckenlagers zusammen.

»Bravo Simone, das ist die richtige Einstellung!«, lobte Lord Cord.

Eine Scheibe Weißbrot mampfend versuchte ich es mit dem nächsten Kalauer: »Darf ich einen Toast aussprechen? *Sommerhaus jetzt.*«

Die Trinkgefäße klirrten noch einmal zusammen.

Nur Andine war schon wieder auf dem Weg vom Stimmungsplateau zurück ins Jammertal. »Fragt sich nur, wie wir ein Anwesen bezahlen sollen, das endlich mal mitteleuropäischen Standard bietet. Für jeden ein eigenes Schlafzimmer wär ja auch mal was ...«

»Über den Kampf zum Spiel finden, Madame!«, empfahl Konrad. »Übrigens, ist hier jemand im ADAC?«

Fabian drückte ihm ein goldenes Kärtchen in die Hand. »Wir müssen denen aber sagen, dass ich gefahren bin.«

»Gut. Um 17 Uhr ist Besichtigung bei diesem Haus hier in der Nähe. ›Wohnhaus mit eigenem See und guter Verkehrsanbindung‹. Bis dahin muss die Karre wieder laufen.«

Von wenigen Petitesse und kleineren Streitigkeiten mal abgesehen hatte es in Zechlin über die grobe Marschrichtung letztlich immer Einigkeit gegeben. Die Präambel unserer in lauen Sommernächten unermüdlich herbeidiskutierten, ungeschriebenen Statuten war die Überzeugung, dass ein Leben im Vorort Teufelszeug ist, wachsweicher Kompromiss aus Stadt- und Landleben. Dass man das Beste aus diesen beiden Welten nun einmal nur durch zwei Wohnsitze bekommen kann: einen in direkter Nachbarschaft zu den Bars, Kinos, Theatern, Restaurants und Falafelbuden Berlins und einen anderen mit Seezugang, zwi-

schen Wäldern, Auen und Rohrdommeln. Und dann war da noch der Artikel 1 unserer ungeschriebenen Charta: der Glaube an die Wirkung des kollektiven Chaos als eine Frischzellenkur, die uns auch dann mental elastisch halten sollte, wenn wir einmal Gefahr liefen, zu erwachsen zu werden. Dafür mehrten sich im Laufe der Zechliner Jahre die Anzeichen.

In dieser Umgebung, in der alles wie unter Weichzeichner verschwamm, gingen in einer Silvesternacht auf dem zugefrorenen See neben Andine und Konrad auch Simone und ich auf Tuchfühlung. Bei Elke und Jörg gab es schon Nachwuchs, Simone und ich legten ein Jahr später nach. Das Zechliner Nightlife wich nach und nach einem mehr geregelten Tag-Nacht-Rhythmus. Die Wochenenden dienten zunehmend der Erholung und Frischluftkur für gestresste Eltern. Zusehends wuchsen wir aus dem ohnehin schon zu kleinen Bungalow heraus und setzten dennoch, wie zum Trotz, mehr denn je auf das Wochenendkollektiv als Breitband-Anti-Idiotikum gegen Frühvergreisung. So glaubten wir, würden wir den offenkundigen Anfängen schon wehren.

Aufgrund unserer Fertilität und des ungebrochenen Besucherstroms gab die Zechliner Datsche immer häufiger ein Bild ab wie aus den Tagesschuaufnahmen der Prager Botschaft der BRD, die im Wendejahr 1989 von DDR-Ausreisewilligen belagert wurde: ein Notquartier für Familien mit Kindern. Subkutan kam Endzeitstimmung auf, ahnten wir, dass es so nicht weitergehen konnte. Für den überfälligen Systemwechsel waren wir andererseits auch noch nicht bereit. Stattdessen veranstalteten wir erst einmal eine Riesenparty, eine, bei der es anders als bei allen bisherigen Festen keine Deckelung der Gästezahl gab, sondern jeder frei von der Leber weg einladen durfte. Alle Bedenken, das könnte für unsere kleine Datsche eine Nummer zu groß werden, wurden in den Wind geschlagen. Als Motto verständigte man sich auf »Balkan«, ganz so, als wollte man die Party von vorn-



Oliver Geyer

Sommerhaus jetzt!

13 Freunde und der Traum vom Wochenende im Grünen.
Ein Überlebensbericht

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-7645-0427-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2012

13 Freunde, der Traum vom Zweitwohnsitz auf dem Land und jede Menge Chaos.

»Wir kaufen uns ein Haus am See«, beschließen die Berliner Freunde. Denn selbst der überzeugteste Städter braucht mal eine Zuflucht im Grünen – und zusammen lässt sich dieser Luxus sogar finanzieren. Soweit der geniale Plan, der 13 Kleinkredite später seine Tücken aufweist: Linke Hände müssen es mit geplatzten Abwasserrohren aufnehmen, gut gemeinte Initiativen enden mit einem rosafarbenen Hausanstrich. 13 Geschmäcker kollidieren. Es regnet, und die Kinder heulen. Als dann auch noch die Scheune umzukippen droht, wird das Projekt zu einer handfesten Belastungsprobe. Aber wenn man wochentags davon träumen darf, an einem lauen Sommerabend vom eigenen Steg in den See zu springen, klingt es doch wieder wie eine gute Idee ...